

JOHN STUART MILL

Utilitarismus

Übersetzt, mit einer
Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von

MANFRED KÜHN

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-10: 3-7873-1790-2

ISBN-13: 3-7873-1790-5

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2006. Alle Rechte vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53–54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck: Strauss, Mörlenbach. Bindung: Litges & Dopf, Heppenheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

INHALT

Einleitung. <i>Von Manfred Kühn</i>	VII
1. Leben und Schriften VIII 2. Mills philosophische Intentionen XIV 3. Grundzüge der utilitaristischen Theorie Mills XVIII 4. Probleme der utilitaristischen Theorie Mills XXI 5. Mills Platz in der Geschichte der Ethik XXVI 6. Der Argumentationsgang des Buches XXVIII 7. Die Geschichte des Textes XXXI 8. Die deutschen Übersetzungen XXXII	

JOHN STUART MILL

Utilitarismus

1. <i>Kapitel</i> : Allgemeine Bemerkungen	3
2. <i>Kapitel</i> : Worin der Utilitarismus besteht	10
3. <i>Kapitel</i> : Von der letzten Sanktion des Prinzips der Nützlichkeit	41
4. <i>Kapitel</i> : Von der Art des Beweises, den das Nützlichkeitsprinzip zuläßt	53
5. <i>Kapitel</i> : Über die Verbindung von Gerechtigkeit und Nützlichkeit	63
Anmerkungen des Herausgebers	99
Bibliographie	105
Personenregister	113
Sachregister	115

EINLEITUNG

John Stuart Mills *Utilitarianism* gehört zu der kleinen Zahl von Basistexten in der Ethik, in denen eine ganz bestimmte Theorie klar, knapp und überzeugend dargestellt und verteidigt wird. Er ist einer der Klassiker in der Ethik und in dieser Hinsicht nur zu vergleichen mit der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles, der *Untersuchung über die Prinzipien der Moral* David Humes, der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* Immanuel Kants und *The Right and the Good* Sir David Ross¹, von dem allerdings nur erst ein sehr kleiner Teil in das Deutsche übersetzt wurde.

So wie Aristoteles die klassische Tugendethik, Hume eine überzeugende Form des Sentimentalismus, Kant eine kompromißlose Art der Pflichtethik und Ross eine attraktive Formulierung des Intuitionismus bieten, so verteidigt Mill eine der konsequentesten Varianten des Konsequentialismus, nämlich die Lehre, nach der wir den moralischen Wert von Handlungen nur aus deren Folgen erkennen können. Dieser Konsequentialismus ist utilitaristischer Prägung. Mills Utilitarismus bringt dies auf die Formel, daß eine Handlung in dem Maße richtig ist, wie sie dazu tendiert, das Glück zu befördern, und falsch in dem Grade, wie sie dazu tendiert, das Gegenteil von Glück hervorzubringen, wobei er unter »Glück« nichts als Lust und das Freisein von Schmerz und unter »Unglück« nichts als Schmerz und die Verhinderung von Lust versteht.

Diese Theorie, die in Deutschland leider noch immer von vielen falsch verstanden wird, hat nichts mit der Art von Egoismus zu tun, der ihr oft angelastet wird. Sie befürwortet eine durch und durch altruistische Form der Moral, wie

sie letztlich auch von vielen sozial engagierten Denkern der Gegenwart vertreten wird.¹

1. *Leben und Schriften*

John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren. Sein Vater James Mill (1773–1836) hatte zunächst Theologie an der University of Edinburgh studiert. Obwohl er keine feste Anstellung hatte und seinen Lebensunterhalt durch Veröffentlichungen in Zeitschriften verdienen mußte, gründete er eine Familie und hatte viele Kinder. Während dieser Zeit schrieb er eine *History of British India* (1818). Später (1819) erhielt er eine Position im India House, die es ihm neben den täglichen Geschäften der Firma erlaubte, sich auch der Schriftstellerei zu widmen. Die Bildung seiner Kinder verfolgte er mit derselben Energie, mit der er jedes seiner Projekte anging. John Stuart Mill scheint dabei seine besondere Aufmerksamkeit genossen zu haben. Er schreibt in seiner *Autobiography*, daß er selbst nicht wußte, wann er angefangen habe Griechisch zu lernen, daß man ihm jedoch gesagt hätte, er sei zu dieser Zeit erst drei Jahre alt gewesen. Mit acht begann er, sich Latein anzueignen, nachdem er schon die Iliade Homers lesen konnte. Zu dieser Zeit mußte er sich außerdem – sehr zu seinem Leidwesen – auch mit Geometrie und Arithmetik beschäftigen. Nebenher las er sehr viel und besprach die gerade gelesenen Bücher mit seinem Vater. Im Alter von zwölf begann er außerdem das Studium der Logik und las u. a. Aristoteles und Platon. Mit dreizehn kamen Volkswirtschaft (Adam Smith and David Ricardo) hinzu. 1820, Mill war gerade einmal vierzehn, ver-

¹ Anthony Quinton, *Utilitarian Ethics* (La Salle: Open Court, 1989, Nachdruck der Ausgabe: MacMillan, 1973), gehört zu den besten Einleitungen in den Utilitarismus und in die Moralphilosophie Mills.

ließ er England für ein Jahr und durfte sich im europäischen Ausland umsehen. Dies beendete die väterliche Erziehung, auf die John Stuart Mill sein Leben lang stolz gewesen zu sein schien. Auf jeden Fall pries er sie als eine der besten Erziehungsmethoden, die es überhaupt geben könne. Der Vater übte so einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf seinen Sohn aus. Es ist in der Tat auffallend, welche große Rolle die Schilderung der Handlung und des Charakters von James Mill in der *Autobiography* des Sohnes einnimmt.

Auch in der Ethik war Mill sicher im höchsten Maße von seinem Vater beeinflusst. Der Sohn sagt, daß des Vaters Charakter von den Auffassungen der Kyniker und Stoiker geprägt gewesen sei und daß seine moralischen Ansichten nichts mit dem Christentum zu tun hatten. Ähnliches gilt von ihm selbst. Da der Vater aber in noch höherem Maße von seinem engen Freund Jeremy Bentham (1748–1832) abhängig war, heißt dies auch, daß John Stuart von Kindesalter utilitaristischem Gedankengut ausgesetzt war. Später behauptete er, daß sein Vater wohl der erste Engländer von Rang war, der die Ideen Benthams nicht nur vollkommen verstand, sondern sie auch würdigte. Das väterliche »scheme of education« war tief von den utilitaristischen Prinzipien Benthams beeinflusst. Und auch Bentham selbst hatte einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den jungen Sohn (besonders in der Zeit zwischen 1813 und 1817), nicht zuletzt weil er im Elternhaus ein und aus ging. Es wäre sicher nicht falsch zu sagen, daß John Stuart Mill von seinem Vater und dessen Freund zu einem Utilitaristen erzogen wurde.

Nach seiner Rückkehr nach England 1821 las John Stuart Mill nicht nur Condillac und andere französische Materialisten, sondern auch ein Buch mit dem Namen »Analysis of the Influence of Natural Religion on the Temporal Happiness of Mankind«, das auf Benthams Ideen beruhte und unter dem Pseudonym Philip Beauchamp veröffentlicht wor-

den war. Dieses Buch scheint nachhaltig auf Mills religiöse Überzeugungen gewirkt zu haben.

Im Winter 1822/23 faßte Mill den Plan, einen Verein von Bürgern zu gründen, die sich den Prinzipien der Nützlichkeit verschrieben. Er nannte diesen Verein die »Utilitarian society«. Er hatte bis 1826 Bestand und scheint den Namen »Utilitarianism« zuerst weiter verbreitet zu haben, wie Mill selbst in einer Fußnote des hier übersetzten Buchs dazu ausführt.

1823 wurde John Stuart Mill auf Betreiben seines Vaters bei der East India Company eingestellt. Er blieb fünfunddreißig Jahre Angestellter dieser Firma. Diese Position erlaubte es ihm, seinen literarischen Interessen ohne Not nachzukommen, wie sie es auch schon seinem Vater erlaubt hatte. Unter anderem arbeitete John Stuart Mill intensiv an der *Westminster Review*, die Jeremy Bentham 1723 auf eigenes Risiko gegründet hatte. Diese Zeitschrift sollte ein Gegengewicht zu der *Edinburgh Review*, dem Organ der Whig Partei und dessen »seesaw« Journalismus bilden, Während die *Edinburgh Review* immer beide Seiten einer Frage zu erläutern suchte, verschrieb sich die *Westminster Review* offen dem Radikalismus (*philosophic radicalism*). Vater und Sohn Mill veröffentlichten Beiträge in ihr und waren ihr bis 1828 eng verbunden. Zwischen 1825 und 1830 veröffentlichte John Stuart Mill nicht nur fleißig, sondern lernte unter anderem auch Deutsch und studierte gemeinsam mit einigen Freunden politische Ökonomie, die syllogistische Logik und die »analytische Psychologie«, d. h. die Theorien David Hartleys (1705–1757) und Joseph Priestleys (1733–1804), die durch eine durch und durch empirizistische Grundhaltung und einen Materialismus gekennzeichnet waren und insbesondere die Bedeutung des Assoziationsprinzips betonten.

Zwischen 1830 und 1833 zog Mill sich zurück. Der Grund war persönlich motiviert. Schon im Herbst 1826 hatte Mill

zum ersten Mal eine eine schwere depressive Phase durchstehen müssen, aus der er sich mithilfe seiner utilitaristischen Prinzipien nicht befreien konnte. Diese Erfahrung hatte, wie er selbst in seiner *Autobiography* ausführt, einen nachhaltigen und schwerwiegenden Einfluß auf seine Ansichten und die Ausbildung seines Charakters. Obwohl er nie in seiner Überzeugung schwankte, daß die Glückseligkeit oder das Glück das Kriterium der Bewertung aller Handlungsregeln sein muß, überzeugte ihn die Erfahrung seiner Depressionen, daß man das Glück nie zum unmittelbaren und direkten Ziel seines Handelns machen kann und darf. Glück stellt sich nur dann ein, wenn wir uns auf die Erreichung eines anderen würdigen Ziels konzentrieren. Außerdem lernte er durch diese Krise die Bedeutung von Dichtung und anderen musischen Bestrebungen schätzen, die seinem Vater immer fremd geblieben waren. Es wäre sicher nicht vollkommen falsch, die Depressionen Mills mit dem Verhalten des Vaters in Zusammenhang zu bringen. Mill muß unter dessen strenger Zucht sehr gelitten und sich nur schwer von dessen übermächtigen Einfluß getrennt haben zu können.² Byron half ihm dabei nicht, denn dessen Helden Harold und Manfred litten an derselben Krankheit wie er. Wordsworth und Scott boten jedoch eine Alternative, und Karl Maria von Webers »Orion« verschaffte ihm großes Vergnügen. Aber auch Coleridge, Goethe und andere Deutsche halfen ihm, die »gloomy period« zu überwinden. Diese Rettung führte letztlich zu einem Bruch mit dem naiven Utilitarismus seines Vaters und Benthams, und so zur Entstehung des hier übersetzten Buches.

² Siehe auch Peter Gay, *Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich* (München: Siedler, 1999), S. 169–179. Ob diese depressive Phase allerdings eine »lange aufgeschobene, daher aber um so heftiger losbrechende ödipale Revolte« darstellt (S. 177f.), kann bezweifelt werden.

Es sollte daher nicht verwundern, daß John Stuart Mill die politische Theorie, die er in seinem *Essay on Government* verteidigt hatte, nicht länger ohne Vorbehalte vertreten konnte. Er sah in ihr nicht länger eine wissenschaftliche Theorie, sondern gab offen zu, daß er auf die Frage, »welches System der politischen Theorie er für seine frühere Lehre substituiert habe«, nur antworten könne, sie sei »gar kein System«, sondern nur »die Überzeugung, daß das wahre System sehr viel komplexer und vielseitiger sein müsse als er es sich vorher vorgestellt hatte«. Er wolle von jetzt an kein Modell vorstellen, sondern nur noch »Prinzipien, aus denen Institutionen abgeleitet werden könnten, die bestimmten Umständen angemessen sind«. Goethes Rat der Vielseitigkeit wurde ihm so zur wichtigsten Regel. Doch auch französische Denker wie Auguste Comte (1798–1857) wurden seit dieser Zeit immer wichtiger für ihn. Seitdem verstand er sich nicht mehr so gut mit seinem Vater, der weiterhin seinen eher naiven Optimismus vertrat. John Stuart Mill bestand jedoch auf der Ansicht, daß der Vater seine neuen Ansichten schätzen gelernt hätte, hätte er nur länger leben dürfen. Der starb jedoch schon am 23. Juni 1836, und zwar ohne von seinem Sohn überzeugt worden zu sein.

Zwischen 1830 und 1831 schrieb John Stuart Mill fünf »Essays on some Unsettled Questions of Political Economy«. Sie wurden aber erst nach 1844 veröffentlicht. 1832 verfaßte er einige Essays, die später unter dem Titel »Dissertations and Discussions« publiziert wurden.

In der Zwischenzeit (1830) hatte Mill jedoch eine Person kennengelernt, die einen ähnlich großen Einfluß ausüben sollte wie sein Vater, nämlich die Frau, die später seine Ehegattin werden sollte: Harriet Taylor (1807–1858). Obwohl der Kontakt zwischen den beiden seit 1833 immer vertrauter wurde, willigte Harriet Taylors Ehemann, John Taylor, nicht in eine Scheidung ein. Als er 1849 starb, bestand sie darauf,

eine zweijährige Trauerzeit einzuhalten, und heiratete Mill erst 1851. Harriet arbeitete so eng mit Mill zusammen, daß dieser ihr vorschlug, seine Bücher sollten die Namen beider als Autoren tragen. Sie setzte sich außerdem sehr stark für die Gleichberechtigung der Frauen ein, ein Kampf, in dem Mill sie vorbehaltlos unterstützte, auch wenn er nicht immer ihre Ansichten teilte. 1861 schrieb er mit Harriets Hilfe *The Subjection of Women* oder *Die Unterdrückung der Frauen*.

1834 gründete Mill zusammen mit William Molesworth die radikale Zeitschrift *London Review*. Zwei Jahre später kaufte Moleworth dann auch die *Westminster Review* und legte die beiden Zeitschriften zusammen. Mill war zwischen 1834 und 1840 in der Hauptsache mit der Leitung dieser Zeitschrift beschäftigt. Wie immer arbeitete er gleichzeitig fleißig an anderen Büchern, wie zum Beispiel an *A System of Logic*, das 1843 erschien. Andere Bücher, die in den folgenden Jahren erschienen, waren die *Principles of Political Economy* (1848) und *On Liberty* (1859).

1858, als die Firma India House, für die er sein Leben lang gearbeitet hatte, aufgelöst wurde, setzte er sich in Saint Vêran, in der Nähe von Avignon zur Ruhe. Harriet starb im November desselben Jahres an Tuberkulose, einer Krankheit, an der auch John Stuart litt. In der folgenden Zeit publizierte Mill noch viele Bücher und Essays, wie *Considerations on Representative Government* (1861) und *Utilitarianism* (1861). 1865 wurde er Mitglied des Parlaments als Vertreter von Westminster, kehrte aber 1868 nach Frankreich zurück, nachdem er nicht wiedergewählt wurde. In diesen Jahren arbeitete er eng zusammen mit Harriets Tochter, Helen Taylor, an dem Buch *The Subjection of Women*, das 1869 erschien. Er starb am 8. Mai 1873. Seine *Autobiography*, ein höchst aufschlußreiches Dokument, erschien 1873, und seine *Three Essays on Religion* 1874.

JOHN STUART MILL

Utilitarismus

I. KAPITEL
ALLGEMEINE BEMERKUNGEN

Hinsichtlich der Bedingungen, die den gegenwärtigen Zustand des menschlichen Wissens ausmachen, gibt es kaum eine, die den möglichen Erwartungen weniger entspricht und für die Rückständigkeit des philosophischen Denkens über die wichtigsten Gegenstände bezeichnender wäre, als der geringe Fortschritt in der Antwort auf die strittige Frage über den Maßstab von richtig und falsch. Seit dem Erwachen der Philosophie gilt das Problem des *Summum Bonum* oder, was dasselbe ist, das Problem der Grundlage der Moral als
1 das Hauptproblem des spekulativen Denkens. Es beschäftigte die begabtesten Geister und spaltete sie in Sekten und Schulen, die einander heftig bekämpften. Und nach mehr als zweitausend Jahren werden dieselben Diskussionen noch immer von denselben Streitparteien fortgeführt. Weder die Denker noch die Menschheit im allgemeinen scheinen in dieser Sache einer Einstimmigkeit nähergekommen zu sein, als sie es zu der Zeit waren, als der junge Sokrates dem alten Protagoras zuhörte – falls denn Platons Dialog auf einer wirklichen Unterhaltung beruht – und die utilitaristische Theorie gegen die populäre Moralität dieses sogenannten
2 Sophisten verteidigte.

Zugegebenermaßen gibt es in allen Wissenschaften eine ähnliche Verwirrung und Unsicherheit bezüglich der ersten Prinzipien, und in manchen Fällen gibt es eine ähnliche Uneinigkeit. Dabei ist auch diejenige Wissenschaft nicht ausgeschlossen, die als die sicherste gilt, nämlich die Mathematik. Jedoch erleidet die Vertrauenswürdigkeit der Schlußfolgerungen dieser Wissenschaften keinen großen Schaden, ja im allgemeinen erleidet sie überhaupt keinen Schaden. Die Er-

klärung dieser scheinbaren Anomalie liegt darin, daß die spezifischen Lehren einer Wissenschaft normalerweise nicht von den ersten Prinzipien abgeleitet werden. Ihre Evidenz beruht nicht auf diesen ersten Prinzipien. Wäre dies anders, so gäbe es keine Wissenschaft, die weniger sicher wäre, oder keine, deren Schlußfolgerungen fragwürdiger wären als die der Algebra, die ihre Sicherheit keineswegs aus den Grundlagen bezieht, die den Schülern üblicherweise als solche gelehrt werden. Diese enthalten nämlich, so wie sie von ihren berühmtesten Lehrern dargestellt werden, so viele Fiktionen wie die englischen Gesetze und sind so reich an Mysterien wie die Theologie. Die Wahrheiten, die letztlich als die ersten Prinzipien einer Wissenschaft akzeptiert werden, sind in Wirklichkeit die Endresultate einer metaphysischen Analyse der grundlegenden Begriffe, mit denen sich diese Wissenschaft befaßt. Ihr Verhältnis zur Wissenschaft ist nicht das eines Fundaments zu einem Gebäude, sondern das von Wurzeln zu einem Baum, die ihre Funktion ebenso gut auch dann erfüllen können, wenn sie niemals ausgegraben und ans Licht gebracht werden. Obwohl aber die einzelnen Wahrheiten in den Wissenschaften der allgemeinen Theorie vorhergehen, könnte man das Gegenteil im Fall einer praktischen Kunst wie der Moral oder der Gesetzgebung erwarten. Jede Handlung hat einen Zweck, und es scheint nur natürlich, wenn man annimmt, daß die Handlungen ihren Charakter und ihre Färbung allein aus dem Zweck erhalten, dem sie dienen. Wenn wir ein Geschäft verfolgen, scheint eine klare und präzise Konzeption die erste Sache zu sein, die wir benötigen, und nicht die letzte, die wir erwarten. Man sollte doch annehmen, daß ein Maßstab des Richtigen und Falschen das Mittel der Bestimmung von richtig und falsch sein muß und keine Folge dieser Bestimmung sein darf.

Diese Schwierigkeit kann nicht durch die populäre Ausflucht vermieden werden, daß man sich auf eine natürliche

Fähigkeit, einen Sinn oder einen Instinkt beruft, der uns über das Richtige und Falsche informieren soll. Auch wenn man davon absieht, daß selbst die Existenz eines derartigen moralischen Sinnes Gegenstand einer Kontroverse ist, haben diejenigen, die daran glauben und irgendwelche philosophischen Ansprüche stellen, schon Veranlassung gehabt, die Idee aufzugeben, dieser Sinn nehme in einem bestimmten Fall das Richtige und Falsche so wahr, wie unsere anderen Sinne etwas Gesehenes oder Gehörtes wahrnehmen, das wirklich gegenwärtig ist. Nach Ansicht aller Interpreten, die den Namen Denker verdienen, gibt uns unsere moralische Fähigkeit nur die allgemeinen Prinzipien moralischer Urteile. Sie ist ein Teil der Vernunft, nicht ein Teil der Sinnlichkeit. Man sollte abstrakte Lehren der Moral von ihr erwarten, nicht aber konkrete moralische Wahrnehmungen. Die Schule des ethischen Intuitionismus besteht ebenso auf der Notwendigkeit allgemeiner Gesetze wie diejenige, die

3 Induktionismus genannt werden kann. Beide stimmen darin überein, daß die Moralität einer einzelnen Handlung keine Frage der unmittelbaren Wahrnehmung ist, sondern die Anwendung eines Gesetzes auf einen besonderen Fall. Sie anerkennen auch weitgehend dieselben moralischen Gesetz, unterscheiden sich aber hinsichtlich der Evidenz und der Quelle, aus denen diese Gesetze ihre Autorität herleiten. Der einen Meinung zufolge sind die moralischen Prinzipien *a priori* evident und bedürfen zu ihrer Billigung nur des Verständnisses der Terminologie. Nach der anderen Lehre sind »richtig« und »falsch«, ebenso wie »wahr« und »unwahr«, Fragen der Beobachtung und Erfahrung. Beide Schulen behaupten jedoch gleichermaßen, daß die Moral von Prinzipien abgeleitet werden muß. Und sowohl Intuitionisten als auch Induktionisten behaupten gleichermaßen, daß es eine Wissenschaft der Moral gibt. Die Intuitionisten versuchen jedoch nur selten, eine Aufstellung der apriorischen Prinzi-

prien zu liefern, die als Prämissen dieser Wissenschaft fungieren sollen. Und noch seltener versuchen sie, jene verschiedenartigen Prinzipien auf ein erstes Prinzip oder eine allgemeine Grundlage der Verbindlichkeit zurückzuführen. Sie nehmen entweder die üblichen Vorschriften der Moral als die *apriorischen* Prinzipien an, oder sie setzen einen allgemeinen Satz als die gemeinsame Grundlage dieser Maximen fest, der offensichtlich viel weniger Autorität besitzt als diese Maximen selbst und nie die Anerkennung der Gesellschaft gewonnen hat. Ihre Ansprüche verlangen aber entweder, daß ein einziges fundamentales Prinzip oder Gesetz die Grundlage aller Moral bildet, oder, falls es mehrere von ihnen geben sollte, daß sie eine bestimmte Rangfolge besitzen. Und dieses eine Prinzip oder diese eine Regel der Unterscheidung zwischen verschiedenartigen und sich widersprechenden Prinzipien sollte unmittelbar evident sein.

Die Entscheidung, inwieweit die negativen Folgen dieses Mangels in der Praxis gemildert wurden oder inwieweit das Fehlen der klaren Erkenntnis eines fundamentalen Kriteriums die moralischen Überzeugungen der Menschheit untergraben oder unsicher gemacht hat, könnte nur durch eine vollständige Übersicht und Kritik der älteren und gegenwärtigen ethischen Lehren erreicht werden. Es wäre allerdings leicht zu zeigen, daß die Beständigkeit oder der Zusammenhang, den die moralischen Überzeugungen erreicht haben, hauptsächlich dem unerkannten Einfluß eines nicht anerkannten Maßstabs zuzuschreiben ist. Obwohl das Fehlen eines anerkannten ersten Prinzips verhinderte, daß die Ethik eine Führerin der wirklichen menschlichen Gefühle wurde und statt dessen nur zu deren Bestätigung beitrug, wurden Zuneigung und Abneigung doch weitgehend durch dasjenige beeinflußt, was die Menschen als die Auswirkungen der Dinge auf ihr Glück betrachten. Das Nützlichkeitsprinzip oder das Prinzip des größten Glücks, wie Bentham es vor

einiger Zeit nannte, spielte so eine große Rolle in der Ausarbeitung sogar derjenigen moralischen Lehren, die diesem Prinzip äußerst hämisch jede Autorität absprechen. Es gibt auch keine Schule, die nicht dem Einfluß, den die Handlungen auf das Glück haben, eine sehr substantielle und vielleicht sogar die wichtigste Rolle in vielen Einzelfragen der Moral zuweist, gleichgültig wie sehr sie sich dagegen wehrt, es als das fundamentale Prinzip der Moral und als die Quelle der moralischen Verpflichtung anzuerkennen. Ich könnte noch viel weitergehen und behaupten, daß keiner der apriorischen Moralphilosophen, die überhaupt Argumente für notwendig erachten, ohne utilitaristische Argumente auskommen kann. Es ist zwar hier nicht meine Absicht, diese Denker zu kritisieren, aber ich kann nicht umhin, zur Illustration auf eine systematische Abhandlung eines der berühmtesten unter ihnen hinzuweisen: Kants *Metaphysik der Ethik*. Dieser außerordentliche Mann, dessen Gedankensystem lange ein Orientierungspunkt in der Geschichte des philosophischen Denkens bleiben wird, stellt in dem genannten Werk ein universelles erstes Prinzip als die Quelle und den Grund moralischer Verpflichtung auf. Es lautet: »Handle so, daß die Maxime deiner Handlung von allen vernünftigen Wesen als

4 ein allgemeines Gesetz angenommen werden kann.« Sobald er aber beginnt, eine wirkliche moralische Pflicht von dieser Vorschrift abzuleiten, versagt er auf nahezu groteske Weise bei dem Versuch, irgendeinen Widerspruch darin nachzuweisen, daß alle vernünftige Wesen selbst die empörendsten und unmoralischsten Regeln des Handelns annehmen würden. Er kann nur zeigen, daß niemand bereit wäre, die *Folgen* einer allgemeinen Anerkennung derartiger Regeln zu erleiden.

Ohne die anderen Theorien weiter zu erörtern, werde ich in diesem Zusammenhang lediglich versuchen, einiges zum besseren Verständnis und zur besseren Einschätzung

der utilitaristischen oder Glückseligkeitstheorie wie auch zu deren Beweis beizutragen, zumindest insofern sie einen Beweis zuläßt. Es ist offensichtlich, daß dies kein Beweis im gewöhnlichen und populären Sinne des Wortes sein kann. Antworten auf Fragen nach letzten Zwecken sind eines direkten Beweises nicht fähig. Man kann nur zeigen, daß etwas gut, indem man zeigt, daß es ein Mittel zu etwas anderem ist, von dem man ohne Beweis zugibt, daß es gut ist. Die ärztliche Kunst wird als gut erwiesen, indem man zeigt, daß sie der Gesundheit dient. Wie aber könnte man beweisen, daß Gesundheit etwas Gutes ist? Die Kunst der Musik ist unter anderem deswegen gut, weil sie Vergnügen bereitet. Doch wie könnte man beweisen, daß Vergnügen etwas Gutes ist? Wenn also behauptet wird, es gebe eine umfassende Formel, die alle intrinsisch guten Dinge einschließt und die besagt, daß alle anderen Dinge nicht als Zweck, sondern nur als Mittel gut sind, so können wir diese Formel annehmen oder verwerfen, aber wir können sie keinesfalls als Gegenstand eines Beweises im üblichen Sinne betrachten. Daraus sollten wir jedoch nicht schließen, daß die Anerkennung oder Verwerfung dieser Formel deshalb einem blinden Impuls oder einer willkürlichen Entscheidung entspringen muß. Es gibt eine weniger enge Bedeutung des Wortes Beweis, nach der diese Frage ebenso wie jede andere philosophische Streitfrage eines Beweises fähig ist. Das Thema gehört in den Bereich des vernünftigen Denkens, der durch die intuitive Methode eben noch nicht erschöpft ist. Wir können Erwägungen anstellen, die den Geist entweder zur Zustimmung oder zur Verwerfung der Theorie bewegen können; und das entspricht einem Beweis.

Wir werden nun untersuchen, von welcher Art diese Erwägungen sind, wie sie sich auf den vorliegenden Fall beziehen und welche Vernunftgründe deshalb für oder wider die Annahme der utilitaristischen Formel angeführt werden kön-

nen. Ein richtiges Verständnis ist jedoch eine der ersten Bedingungen der vernünftigen Anerkennung oder Verwerfung einer solchen Formel. Ich bin nämlich der Meinung, daß das übliche, äußerst mangelhafte Verständnis ihrer Bedeutung das Haupthindernis ihrer Anerkennung ist. Die Frage würde beträchtlich vereinfacht und ein großer Teil der Schwierigkeiten wäre ausgeräumt, wenn es gelänge, sie zumindest von den grössten Mißverständnissen zu befreien. Bevor ich versuche, die philosophischen Gründe für die Anerkennung des utilitaristischen Maßstabs anzugeben, möchte ich daher einige Erläuterungen der Theorie selbst voranschicken. Es ist meine Absicht, deutlicher zu zeigen, was sie enthält und was sie, dazu im Unterschied, nicht enthält, um so jene Einwände gegen sie zu entkräften, die entweder unmittelbar oder mittelbar auf falschen Interpretationen ihres Sinnes beruhen. Nachdem ich den Boden so vorbereitet habe, werde ich anschließend, so gut es mir möglich ist, versuchen, diese Frage nach allen meinen Kräften als ein Problem der philosophischen Theorie zu erhellen.